

Der erste „Glorious Fourth“ in California.

Von Rufus.

Charles Brown hatte er in seiner Heimath in Massachusetts gesehen, denn er war ein Yankee-Boy von echtem Schrot und Korn — aber in dem kleinen spanischen Städtchen Los Angeles nannten sie ihn Don Carlos Moreno.

Don Carlos und der Knabe hatten bald die Freundschaft geschlossen, obwohl der Erstere um mehrere Jahre älter war. Ob es geschah, weil er Geheimnisse hatte, oder weil er daran dachte, daß er in diesem Jahre seinen vierten Juli in alter Art und Weise, mit dem Sternbanner und all dem Feuerwerk haben würde, welches er sonst an diesem Tage hatte — er erzählte so früh bis zum Abend hinein seinem jungen Freunde von allen den Herrlichkeiten des „glorreichen Vierten“ im Osten, so daß Pablo beinahe neidisch auf die Knaben im Osten wurde und es bedauerte, daß man hier alle diese wunderbaren Dinge nicht hatte.

Da wurde eines schönen Tages, es war noch im Mai, gemeldet, daß ein Schiff im Hafen von San Pedro eingetroffen sei. Das war damals ein großes Ereignis, und Pablo's Vater schickte schon am nächsten Morgen die beiden jungen Leute, den Pablo und Don Carlos, mit einer Bottschaft hinab zum Hafen. In früher Morgenstunde jagten sie über die Steppe dem Meere zu, rechts und links weideten große Hinderbeeren, die fast alle das Brandzeichen J. d. h. das Zeichen des Besitzers Zamorano, trugen, denn er war ein sehr reicher Mann.

In scharfem Galopp gingen vorwärts. Als sie einmal langsam ritten, um die Pferde verlohnen zu lassen, sagte Don Carlos: „Was meinst du, Pablo, denkst du nicht, daß der Kapitän da unten vielleicht Feuerwerk auf seinem Schiffe hat? Wenn er welches hat, dann will ich davon kaufen, soviel ich bekommen kann — wer weiß, ob wir dann nicht ein Fest veranstalten können, mit Bärenkampf und Tanz am Abend.“

„Gut,“ sagte Don Carlos, „das soll ein Wort sein, ich werde versuchen, Feuerwerk zu bekommen.“

Don Carlos dachte der Knabe an nichts Anderes, bis sie auf dem Schiff waren, und das Glück war ihnen günstig, der Kapitän hatte einen guten Vorrath von Feuerwerk an Bord, und nun war es an Pablo, sein Versprechen gut zu machen, er mußte dafür sorgen, daß das Fest zu Stande kam. Und er ging dabei zu Werke wie ein alter Diplomat, der seine Pläne so macht, daß schließlich alles nach seinem Wunsch und Willen geht.

er sie treuherzig: „Ist es wahr, Don Vicente und Don Manuel, daß ihr am vierten Juli einen Bärenkampf veranstalten werdet?“

„Rein Gedanke daran!“ sagten sie; „wer hat denn das gesagt?“

„Doch!“ sagte der Knabe betrübt, „dann werden Cousine Elena Ortega und die Sennorita Sanchez nicht kommen.“ Und dabei sah der Nichtsnutz fast so aus, als ob er weinen wollte.

„Ist das so?“ sagte Don Vicente eifrig — „würde deine Kousine kommen, wenn ein Bärenkampf stattfände?“

„Ja!“ antwortete Pablo kühn. „Welches Sanchez-Mädchen meinst du denn?“ fuhr Don Manuel fort. „Die mit der süßen Stimme, die so schön tanzt, war die schnelle Antwort Pablo's.“

„Pablo,“ sagte Don Vicente feierlich, „wenn du versprechen kannst, daß deine Kousine Elena Ortega und Jabora Sanchez kommen werden, dann soll ein Bärenkampf stattfinden — nicht wahr, Don Manuel?“

„Ja, ganz gewiß,“ antwortete der junge Mann entschieden. „Hast du es verstanden, Pablo?“

Pablo nickte nur. Dann trennten sie sich. Und nun setzte sich Pablo hin und schrieb einen hübschen Brief an die Kousine, der lautete: Meine verehrte und geschätzte Kousine! Es ist lange her, daß dein Lächeln uns nicht mehr erfreut hat, und wir sehnen uns nach deiner Gesellschaft. Don Vicente bringt mit seiner Guitarre der Sennorita Anita Ständchen und ich tanze darüber nicht schlafen, denn ihr Fenster ist am Ende des nächsten Hauses — und sie ist nicht halb so hübsch wie du. Don Vicente und Don Manuel wollen einen Bärenkampf veranstalten und ein Fest und sie möchten, daß du dazu hierher kommst und auch das Sanchez-Mädchen mitbringst — nicht das dünne mit der Abrenase, sondern die Andere, die so schön tanzt. Es soll am vierten Juli geschehen, das ist der Tag der amerikanischen Unabhängigkeit. Und Elena, meine Liebe, Don Carlos, der schöne Amerikaner, hat von dem Schiffe Feuerwerk gekauft für diese Gelegenheit — er hat das gethan in der Hoffnung, daß es dabei ein Fest gibt und einen Bärenkampf, den er sehen möchte. Aber Don Vicente und Don Manuel und die Anderen werden ein solches Fest nicht veranstalten, wenn du nicht kommst — so bitte, liebe Elena, komme zu uns. Ich war gestern auf dem Schiff im Hafen und ich habe da all das Schöne gesehen, was sie von weit her gebracht haben, und ich habe ein Paar wundervolle seidene Strümpfe für dich mitgebracht — schöner als die die du denkst kennst, ganz roth mit weißem Grunde — und ein weißes Kissen, „Rebofo“ mit blauen Blumen darin. Vater hat gesagt, ich soll dir das alles geben, und die anderen Mädchen wissen nichts davon. Auch war da ein schöner Ring mit blauen Steinen — ich habe ihn jetzt um den Hals an einer Schnur, und du sollst ihn haben, wenn du kommst. Bitte, gib mir Antwort durch den alten Thomas. Dein ganz ergebener Vater

Pablo Zamorano.

Am nächsten Morgen ging der Brief ab, der alte Thomas hatte ihn in seiner Tasche. Thomas war das alte Faktotum des Don Fernando, und mußte nach Santa Barbara reiten, um Bestellungen zu machen. Und nun schlichen die Tage für Pablo dahin, denn er hatte ja sein Wort verpfändet, daß die Mädchen kommen würden, und doch wußte er nicht, ob sie kommen konnten. Endlich, nach vierzehn langen Tagen — er war schon ganz krank von dem Warten geworden, und seine Mutter fing an, sich um ihn zu sorgen, weil er so wenig aß — da kam der alte Thomas, mit Staub bedeckt, in den Hof geritten. Pablo selber lief und holte dem Alten einen guten Trunk, und der Alte fühlte sich hochgehoben durch diese Aufmerksamkeit von Seiten des jungen Herrn und trante in seinen Taschen nach dem Brief, und konnte ihn nicht finden.

„Herr Gott, den habe ich wohl am Ende gar verloren,“ stöhnte er, und Pablo wollte vor Ungeduld und Aerger aus der Haut fahren. Da endlich fand der Alte das Schreiben in der inneren Westentasche, und Pablo las: „Mein lieber Pablo — dein Brief ist sicher in meine Hände gekommen. Hast du jemals die Geschichte von dem Afrikaner gelesen, der sich die Kastanien von der Rache aus dem Feuer holen ließ? Ich fürchte fast, du bist der Affe und ich selber soll die Rache sein, welche die Kastanien holt. Aber wie es auch sei — ich will diesmal die Puffy für dich spielen. Laß die anderen Mädchen die hübschen Dinge nicht sehen, die du für mich hast; ich will sie bei dem Feste tragen. Sage deinem Vater, daß du ziemlich früh anfängst, die Mädchen so denken zu lehren, wie du es haben willst. Du kennst dem Don Vicente und dem Don Manuel sagen — aber nicht etwa als Bottschaft von mir — daß ich und Jabora Sanchez am 4. Juli zu Eurem Feste kommen werden. Dann soll die Guitarre vor einem anderen Fenster spielen, wenn ich komme. Mit Liebe bin ich, wie immer, deine Kousine

Elena Ortega.“

Postscriptum. — Die Donna Maria Sanchez ist nicht so dünn, und du solltest nicht so von der Nase einer Dame sprechen.

Adios, mein Sohn. — Elena.

Run ging die Geschichte im Ernst los. Don Vicente und Don Manuel wollten natürlich den Brief der schönen Kousine sehen, aber Pablo sagte, der sei nur für ihn geschrieben, und er vertraue nie, was eine Dame ihm anvertraue; er ließ sie nur einen Blick hinein thun auf die Stelle, wo ihre Namen standen, das mußte ihnen genügen, und es genügte ihnen auch. Jetzt handelte es sich darum, einen guten Bären für das Fest zu fangen, denn Pablo hatte ihnen gesagt, die Kousine wünsche, daß es ein tüchtiger Bursche sei. Am 1. Juli machten sie sich auf die Jagd, auf ihren Pferden, und mit Lasso gut versehen — Pablo hatte von seinem Vater mit großer Mühe die Erlaubniß bekommen, mitzureiten. Und wie es manchmal geht, der Jüngste hatte das meiste Glück — sie stöberten einen kräftigen Bären aus dem Gebüsch auf, aber als sie ihn schon am Lasso hatten, da stolperte das Pferd des Don Manuel und er konnte seinen Lasso nicht werfen, so daß der Bär nur den Lasso des Don Vicente um den Hals hatte und auf diesen losging. Da, im rechten Momente, sprengte Pablo auf seinem Pferde herbei und schleuberte seinen Lasso so geschickt, daß er den Bären bald fest hatte, und dann war auch Don Manuel den seinen; von drei Lasso umschlungen, wurde Peh im Triumphe nach Hause gebracht und in der Umzäunung gefesselt und eingesperrt.

Endlich kam der dritte Juli heran — Mittag war es schon und noch immer waren die Mädchen nicht da. Don Vicente und Don Manuel gingen an, zu befürchten, daß Pablo sie zum Festen gehalten habe, denn nun hatten sie alle Vorbereitungen für das Fest getroffen, die ganze Umgegend war dazu eingeladen, und doch hatten sie das Alles nur gethan, weil Pablo ihnen versprochen hatte, daß die beiden Mädchen kommen würden. Sie nahmen ihn ins Gebet, aber er versicherte ihnen, daß die Mädchen wirklich die Kommen angelagt hätten — wenn sie nicht Wort hielten, so könne er nichts dafür. Da glaubten ihm die Freunde und sprachen ihn von aller Schuld frei, selbst wenn die Mädchen nicht kommen sollten. Trübselig schlich er durch das Haus, und als die Mutter ihn fragte, ob ihm etwas fehle, ob er krank sei, sagte er: „Ach nein, Mama, aber denkst du wohl, daß die Elena kommen wird?“ Ihre Antwort war wenig ermutigend. „Queen habe?“ — „wer kann es wissen?“ — sagte sie, und judte mit den Achseln. „Man muß niemals glauben, was Mädchen sagen, mein Sohn. Sie sind immer so unsicher wie der Regen vor dem Nordwind.“

Da hörte man Pferdegetrappel und richtig, sie kamen, die jungen Leute auf den Pferden, die Alten im Ochsenwagen. Und am nächsten Tage von früh an strömte die ganze Nachbarschaft zusammen und das Fest begann mit dem Bärenkampf — zwei Stieren losetzte der Kampf das Leben, denn der Bär war ein tüchtiger Bursche, und schließlich mußte er wieder mit Lasso gefangen und festgebunden werden. Solche Bären- und Stierkämpfe waren damals in California Sitte und die Leute fänden ihr größtes Vergnügen daran, dann aber, als es gegen Abend wurde, nahm Don Carlos seinen jungen Freund mit sich nach dem Hügel, der weit hinter dem Hause war; dorthin hatte er schon vorher all das Feuerwerk schaffen lassen. Und als sie ganz allein da oben waren, entfaltete er ein amerikanisches Sternbanner, das er heimlich auf dem Schiffe gekauft und mitgebracht hatte, und dann sagte er zu Pablo: „Jetzt sprich mir ein jedes Wort nach, mein Junge.“ Und damals erhielt Pablo seine erste Lektion im Englischen, und erlernte: Three cheers for the Red, White and Blue, and the Fourth of July! Dreimal mußte er es sagen, ehe er es konnte, und auch dann sprach er es noch falsch genug aus, er sagte „Wite“ anstatt „White“ und „Tree“ statt „Three“, aber es ging doch einigermaßen, und als das Feuerwerk losging und die Räder sich drehten und die Raketen den Himmel zuckelten und da oben pflanzten, da schrien Don Carlos und Pablo ihre „Three Cheers“, und unten am Hügel jubelte die Menge.

Das war die erste Feier des „glorreichen Vierten“ in California. Und als die letzte Rakete verpufft war, da sagte Don Carlos: „Run, Pablo, was denkst du vom vierten Juli?“ Und der Knabe sagte voll Zorn: „Ich denke, er ist herzlich, er ist so, wie ihr es mir gesagt habt, Don Carlos. Ich habe mich noch nie vorher so glücklich gefühlt! — und ich fürchte fast, ich möchte ein Amerikaner sein!“

Das war die erste Feier des „glorreichen Vierten“ in California. Und als die letzte Rakete verpufft war, da sagte Don Carlos: „Run, Pablo, was denkst du vom vierten Juli?“ Und der Knabe sagte voll Zorn: „Ich denke, er ist herzlich, er ist so, wie ihr es mir gesagt habt, Don Carlos. Ich habe mich noch nie vorher so glücklich gefühlt! — und ich fürchte fast, ich möchte ein Amerikaner sein!“

„Gut,“ sagte Don Carlos, „das soll ein Wort sein, ich werde versuchen, Feuerwerk zu bekommen.“

Don Carlos dachte der Knabe an nichts Anderes, bis sie auf dem Schiff waren, und das Glück war ihnen günstig, der Kapitän hatte einen guten Vorrath von Feuerwerk an Bord, und nun war es an Pablo, sein Versprechen gut zu machen, er mußte dafür sorgen, daß das Fest zu Stande kam. Und er ging dabei zu Werke wie ein alter Diplomat, der seine Pläne so macht, daß schließlich alles nach seinem Wunsch und Willen geht.

Am nächsten Morgen ging der Brief ab, der alte Thomas hatte ihn in seiner Tasche. Thomas war das alte Faktotum des Don Fernando, und mußte nach Santa Barbara reiten, um Bestellungen zu machen. Und nun schlichen die Tage für Pablo dahin, denn er hatte ja sein Wort verpfändet, daß die Mädchen kommen würden, und doch wußte er nicht, ob sie kommen konnten. Endlich, nach vierzehn langen Tagen — er war schon ganz krank von dem Warten geworden, und seine Mutter fing an, sich um ihn zu sorgen, weil er so wenig aß — da kam der alte Thomas, mit Staub bedeckt, in den Hof geritten. Pablo selber lief und holte dem Alten einen guten Trunk, und der Alte fühlte sich hochgehoben durch diese Aufmerksamkeit von Seiten des jungen Herrn und trante in seinen Taschen nach dem Brief, und konnte ihn nicht finden.

Die Schreibmaschine.

Skizze von E. Fahrton.

Herr Baltasar war ein nichts weniger als lebenswürdiger Mensch; er war auch nicht mehr jung und hatte keine nähere Familie; aber er war reich.

Was Wunder, daß er von seinen Neffen und Nichten trotz all seiner Sonderbarkeiten überaus aufmerksam behandelt und von einigen ganz besonders weltlugen sogar geliebt wurde?

Die Antwort von Adolf lautete überraschend. Er entschuldigte Hermanns Art, erklärte, daß er zu Hause eingeschüchtert worden sei, und daß wahrscheinlich nur übergroße Besorgniß und Kängigkeit an seinem persönlichen Wesen schuld seien. „Mir persönlich ist Hermann ja nicht lieb, aber das kommt davon, daß ich mich als Schulklinge immer mit ihm gehauen, und weil ich der Stärkere war, ihn stets untergeknien habe; infolgedessen habe ich ihn gemein behandelt, und ich fürchte, daß ich nichts weniger als gerecht gegen ihn gewesen bin. Schließlich kann er doch nichts dafür, daß er eine so fügsame Natur hat.“

„Anständiger Junge!“ dachte Onkel Baltasar. „Wenn der wüßte, wie Hermann bei jeder Gelegenheit heimliche Fußtritte gegen ihn ausstößt! — Aber diesen Monsieur Hermann werde ich entlarven, — ich weiß schon wie!“

Obgleich Onkel Baltasar seine empfangenen Briefe noch allein zu lesen vermochte, indem er, wie Hermann vermutete, in der Einsamkeit seines Schlafzimmers drei Brillen übereinander setzte, so ging es doch mit den Augen immer schlechter. Wenigstens klagte der Onkel, daß er rein gar nichts mehr unterscheiden könne.

Zu dieser Zeit geschah es, daß Hermann sich in großer Geldnoth befand. Eigentlich war zwar dieser Zustand bei ihm chronisch, aber der Onkel erfuhr davon nichts.

„Bitte ich den alten Drachen ein einziges Mal um Geld“, kalkulierte Hermann, „so bin ich unten durch. Aber ich werde mir zu helfen wissen!“

An jedem Ersten des Monats pflegte der Onkel an seinen Bankier Anweisungen zu schicken, wohn in welcher Höhe Unterhaltungen auszuszahlen seien. Denn bei allen Sonderbarkeiten hatte sich Herr Baltasar doch noch nie wirklichen Verpflichtungen entzogen.

Auch Hermanns Schwester Emma erhielt regelmäßig Zuschüsse, und zwar vierteljährlich 100 Mark. Der so ungewohnt kurzfristige Onkel sah also wieder einmal an seiner Schreibmaschine und beorderte, daß an Emma 100 Mark — aber was war denn das?

Seltsame Thatfache! Die Maschine hatte anstatt der Eins eine Fünzig geschrieben!

Onkel Baltasar mußte eine außerordentlich scharfe Brille aufhaben, denn er sah sofort den Fehler. — Aber zugleich sah er auch, daß ihn Hermann ängstlich beobachtete, und seine Miene blieb unruhig.

Er probierte nochmals, schrieb mehrere Ziffern hin — es blieb dabei: Die Tuppe der Eins war mit der Fünzig verwechselt.

Niemand als Hermann hatte Zutritt zu der Schreibmaschine — der abschließende Betrag war also klar.

Mit sicherer Hand schrieb der Onkel weiter. Er vollendete den Brief an den Bankier, schrieb noch mehrere andere dazu und begab sich dann an seinen Schreibtisch, wo er, die einzelnen Blätter dicht an die Augen führend, sie unterzählte.

Hermann selbst trug die Briefe zur Post; es war auch einer an Better Adolf dabei.

Am nächsten Tage erhielt er von Emma einen Brief, dessen Inhalt ihn sehr bestürzte. — Es stand nämlich darin, daß diesmal der Onkel anstatt der üblichen hundert — nur zehn Mark geschickt habe. — „Und Du hast mir doch etwas von fünfhundert vorgeschickt!“ schrieb sie ungnädig dazu, „wovon ich Dir, weil Du die Erhöhung bewirkt, dreihundert abgeben sollte! Bitte, erkläre mir doch diese merkwürdige Geschichte, sonst frage ich den Onkel selbst danach.“

Hermann war außer sich vor Entsetzen. Er begriff nichts — sträubte sich vielmehr, die Wahrheit zu begreifen. Onkel Baltasar aber ging händeringend in seinem Zimmer auf und ab. Gegen Abend ließ er Hermann erlauben, sich zu einer kleinen Reise fertig zu machen. Und als der Unglücksbursche reisefertig vor ihm stand eröffnete er ihm, daß er gehen könne — für immer.

„Frage nicht, spiele mir keine Komödie vor — verhalte Dich ganz ruhig!“ sprach der alte Herr. „Und ich rathe Dir, eine Schreibmaschinenfabrik zu gründen, vermittelst deren man dumme Leute betrügen kann. Adieu!“

Tags darauf verließ der Onkel selbst. Er fuhr in die Universitätsstadt, wo Adolf studirte und hatte dort ein stundenlanges Gespräch mit ihm. Und siehe da, am nächsten Tage ward Adolf als Adopsionssohn und Erbe eingesetzt, nachdem der „weiche Kern in der rauhen Schale“ dennoch endgiltig zutage getreten war.

Niemand erfuhr davon, daß Hermann versucht hatte, einen vermeintlich Halbblinder zu täuschen. Aber in

„Dem Biest traue ich nicht“, schrieb indessen der Onkel per Schreibmaschine an Adolf. „Er scharwenzelt mir zu sehr um mich herum. Das ist zwar angenehmer als solchen Fressbuchs die Dicht um sich bulden zu müssen, aber meine Erfahrung hat mir gezeigt, daß den glatten Lächlern nicht zu trauen ist.“

Diese Erfahrung hatte zwar vor Onkel Baltasar schon mancher Andere gemacht, aber der alte Herr gab solche Sätze wie ureigenste Erkenntnisse heraus.

Die Antwort von Adolf lautete überraschend. Er entschuldigte Hermanns Art, erklärte, daß er zu Hause eingeschüchtert worden sei, und daß wahrscheinlich nur übergroße Besorgniß und Kängigkeit an seinem persönlichen Wesen schuld seien. „Mir persönlich ist Hermann ja nicht lieb, aber das kommt davon, daß ich mich als Schulklinge immer mit ihm gehauen, und weil ich der Stärkere war, ihn stets untergeknien habe; infolgedessen habe ich ihn gemein behandelt, und ich fürchte, daß ich nichts weniger als gerecht gegen ihn gewesen bin. Schließlich kann er doch nichts dafür, daß er eine so fügsame Natur hat.“

„Anständiger Junge!“ dachte Onkel Baltasar. „Wenn der wüßte, wie Hermann bei jeder Gelegenheit heimliche Fußtritte gegen ihn ausstößt! — Aber diesen Monsieur Hermann werde ich entlarven, — ich weiß schon wie!“

Obgleich Onkel Baltasar seine empfangenen Briefe noch allein zu lesen vermochte, indem er, wie Hermann vermutete, in der Einsamkeit seines Schlafzimmers drei Brillen übereinander setzte, so ging es doch mit den Augen immer schlechter. Wenigstens klagte der Onkel, daß er rein gar nichts mehr unterscheiden könne.

Zu dieser Zeit geschah es, daß Hermann sich in großer Geldnoth befand. Eigentlich war zwar dieser Zustand bei ihm chronisch, aber der Onkel erfuhr davon nichts.

„Bitte ich den alten Drachen ein einziges Mal um Geld“, kalkulierte Hermann, „so bin ich unten durch. Aber ich werde mir zu helfen wissen!“

An jedem Ersten des Monats pflegte der Onkel an seinen Bankier Anweisungen zu schicken, wohn in welcher Höhe Unterhaltungen auszuszahlen seien. Denn bei allen Sonderbarkeiten hatte sich Herr Baltasar doch noch nie wirklichen Verpflichtungen entzogen.

Auch Hermanns Schwester Emma erhielt regelmäßig Zuschüsse, und zwar vierteljährlich 100 Mark. Der so ungewohnt kurzfristige Onkel sah also wieder einmal an seiner Schreibmaschine und beorderte, daß an Emma 100 Mark — aber was war denn das?

Seltsame Thatfache! Die Maschine hatte anstatt der Eins eine Fünzig geschrieben!

Onkel Baltasar mußte eine außerordentlich scharfe Brille aufhaben, denn er sah sofort den Fehler. — Aber zugleich sah er auch, daß ihn Hermann ängstlich beobachtete, und seine Miene blieb unruhig.

Er probierte nochmals, schrieb mehrere Ziffern hin — es blieb dabei: Die Tuppe der Eins war mit der Fünzig verwechselt.

Niemand als Hermann hatte Zutritt zu der Schreibmaschine — der abschließende Betrag war also klar.

Mit sicherer Hand schrieb der Onkel weiter. Er vollendete den Brief an den Bankier, schrieb noch mehrere andere dazu und begab sich dann an seinen Schreibtisch, wo er, die einzelnen Blätter dicht an die Augen führend, sie unterzählte.

Hermann selbst trug die Briefe zur Post; es war auch einer an Better Adolf dabei.

Am nächsten Tage erhielt er von Emma einen Brief, dessen Inhalt ihn sehr bestürzte. — Es stand nämlich darin, daß diesmal der Onkel anstatt der üblichen hundert — nur zehn Mark geschickt habe. — „Und Du hast mir doch etwas von fünfhundert vorgeschickt!“ schrieb sie ungnädig dazu, „wovon ich Dir, weil Du die Erhöhung bewirkt, dreihundert abgeben sollte! Bitte, erkläre mir doch diese merkwürdige Geschichte, sonst frage ich den Onkel selbst danach.“

Hermann war außer sich vor Entsetzen. Er begriff nichts — sträubte sich vielmehr, die Wahrheit zu begreifen. Onkel Baltasar aber ging händeringend in seinem Zimmer auf und ab. Gegen Abend ließ er Hermann erlauben, sich zu einer kleinen Reise fertig zu machen. Und als der Unglücksbursche reisefertig vor ihm stand eröffnete er ihm, daß er gehen könne — für immer.

„Frage nicht, spiele mir keine Komödie vor — verhalte Dich ganz ruhig!“ sprach der alte Herr. „Und ich rathe Dir, eine Schreibmaschinenfabrik zu gründen, vermittelst deren man dumme Leute betrügen kann. Adieu!“

Tags darauf verließ der Onkel selbst. Er fuhr in die Universitätsstadt, wo Adolf studirte und hatte dort ein stundenlanges Gespräch mit ihm. Und siehe da, am nächsten Tage ward Adolf als Adopsionssohn und Erbe eingesetzt, nachdem der „weiche Kern in der rauhen Schale“ dennoch endgiltig zutage getreten war.

Niemand erfuhr davon, daß Hermann versucht hatte, einen vermeintlich Halbblinder zu täuschen. Aber in

Onkel Baltasars Testament fand sich anstatt eines Legats für ihn nur die Bemerkung:

„Meinem Neffen Hermann hinterlasse ich mein gebührender Hochachtung meine Schreibmaschine. Er wird wissen, warum.“

Eine wahre Spitzgeschichte.

Ein Offizier erzählt folgendes merkwürdige Mandirerlebnis: Für den Abend eines Mandirertages war ich mit einigen Kameraden in das Herrenhaus eines Gutsbesizers zu einem gemütlichen Beisammensein eingeladen. Weil ich von meinem Quartier aus einen ziemlich weiten Weg hatte, legte ich ihn zu Pferde zurück. Bei einer guten Tafel, einem vorzüglichen Tropfen, tadelloser Zigarre und angeregter Unterhaltung flogen die Stunden nur so dahin. Im Rittersaal mußten wir, weil in aller Frühe die militärischen Uebungen ihren Fortgang nehmen sollten, von unseren lebenswürdigen Wirthin, so bedauerlich es auch war, Abschied nehmen. Unterwegs bog ein Kamerad nach dem anderen ab, bis ich zuletzt meinen Weg allein fortsetzen mußte.

Es war eine dunkle, schwüle Spätsommernacht, und als nun gar ein Gewitter heraufzog und ich durch einen Wald reiten mußte, war es bald so finster, daß ich die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Um die Richtung nicht zu verfehlen, ließ ich dem Hof die Zügel und vertraute mich seinem sicheren Instinkte an.

Plötzlich machte der Gaul halt, heftig schnaubend und schartend stand er wie festgemauert und war durchaus nicht von der Stelle zu bringen. Schon wollte ich absteigen, um bei einem angezündeten Streichholz die Sache zu unteruchen, als wiederum ein Blitz die StraÙe taghell erleuchtete. Und, was meinen Sie wohl, was ich unmittelbar vor dem Thiere erblickte? Quer über den Weg stand ein Sarg in Lebensgröße!

Ich bin sonst nicht abergläubisch, aber bei diesem unermutheten Anblick in dieser Stunde und bei der raschschwarzen Finsterniß, die alsbald wieder herrschte, war mir doch etwas unheimlich an Muthe geworden, und dies Gefühl steigerte sich noch ganz beträchtlich, als ich bei einem neuen Blick bemerkte, wie der Deckel des Sarges sich hob und eine menschliche Gestalt darunter sichtbar wurde. Das Geräusch, welches dabei laut wurde, bestätigte die Wahrnehmung, die ich mit den Augen gemacht hatte.

Allein ein königlich preussischer Offizier darf sich nicht so leicht von einem Gespenst am Mitternacht in's Bodenhorn jagen lassen, und so zündete ich denn schnell ein Streichholz an, um dem Spuk muthig ins Antlitz leuchten und dem Geist auf den Leib zu rücken.

Die Lösung des Räthfels erfolgte denn auch auf der Stelle. Sie war so komisch und erheiternd, daß ich mich hätte trant und schief lachen mögen. Es verhielt sich nämlich so: Ein biederer Tischlermeister aus der Gegend hatte den Auftrag bekommen, zum nächsten Morgen nach einem Nachbarorte einen Sarg zu liefern. Er war spät mit der Arbeit fertig geworden und entschloß sich noch in der Nacht, den Sarg auf einer Karre hinüberzubringen. Gedacht, gethan. Inzwischen war, wie wir wissen, ein Gewitter heraufgezogen, und als es anfang zu regnen, hatte sich der gute Meister, um nicht naß zu werden, in den Sarg gelegt und war, weil müde, bald eingeschlafen. Durch das Getrappel meines Pferdes wach geworden, hatte er sich wieder erhoben und war nun auch seinerseits nicht wenig verwundert und belustigt über die Situation, in der ich mich befunden hatte. Lachend schieden wir von einander...

Zweierlei.

„Nimm mir's nicht übel, Better, aber du scheinst in letzter Zeit wenig Werth auf dein Aeußeres zu legen, denke doch daran, daß Kleider Leute machen!“

„Ganz recht! Aber für mich machen die Leute keine Kleider mehr!“

Aus der Strafanstalt.

Direktor (zum Sträfling): „Ihre erste StraÙe zogen Sie sich zu, weil Sie fünfzigtausend Mark defraudirt hatten, und heute werden Sie wegen Unterschlagung von neunzig Pfennig eingelocht... Mensch, wie tief sind Sie gesunken!“

Muster ohne Werth.

„Ich sag' Ihnen, meine Nichte wird Sie glücklich machen... sie bekommt zwar nicht viel mit, aber sie ist ein Muster von einem Mädchen!“

„Wie heißt, Muster? Was thu ich mit ä Muster ohne Werth?“

